

Mütter im Rollstuhl

Unser Text, den wir hier vorlegen, besteht im Wesentlichen aus vier Gesprächen, die wir mit Müttern im Rollstuhl geführt und aufgezeichnet haben.¹ Es ging uns nicht darum zu erfahren, was oder wie Experten über dieses Thema denken und schreiben, sondern wir wollten die „Innensicht“, die Selbstbeschreibung und Selbstwahrnehmung von Frauen, die Rollstuhlfahrerinnen **und** Mütter sind.

Merkwürdigerweise scheint sich bisher noch niemals jemand für diese Sicht auf das Thema interessiert zu haben, denn wir konnten keine diesbezügliche Literatur finden. Die Mehrzahl der Experten scheinen es vorzuziehen, **über** Menschen mit Beeinträchtigungen zu sprechen, statt **mit** ihnen.

Die beiden wichtigsten Ergebnisse aus unseren Interviews, die sich in gewisser Hinsicht zu widersprechen scheinen, sind für uns folgende:

1. Das Ausmaß an Unterstützung für Mütter im Rollstuhl hat in den letzten Jahrzehnten kontinuierlich zugenommen, scheint aber immer noch nicht ausreichend zu sein. Im ersten Interview wird deutlich, dass vor 30 Jahren der nicht-behinderte Ehepartner in vielfacher Hinsicht Aufgaben übernimmt und ausgleicht. Die Ressource kommt aus dem Familiensystem, behördliche Unterstützung ist marginal. Das ist heute anders, allerdings zeigt unser drittes Gespräch, dass die aktuell bestehenden Angebote als nicht ausreichend wahrgenommen und bewertet werden.
2. Die Mütter im Rollstuhl sehen ihre körperliche Beeinträchtigung nicht als Erschwerung ihrer Mutterrolle und der damit verbundenen Aufgaben. Sie kommen klar. Das einzige, das sie als beeinträchtigend erleben, ist ihre immer wieder zu machende Erfahrung, dass andere sich erstaunt oder irritiert zeigen und es wohl als eine Art Regelverstoß auffassen, wenn eine Frau, die im Rollstuhl sitzt, auch Mutter ist. Es ist die soziale Erfahrung des Behindert-Werdens, die von so vielen Menschen mit einer Beeinträchtigung als der gravierendste und erschwerendste Aspekt ihres Anders-Seins erlebt und bewertet wird.

Aber lesen Sie selbst, wir haben die vier Gespräche wörtlich transkribiert und nur solche Aussagen weggelassen, die zur Anonymisierung der Texte gelöscht werden mussten.

¹ Diese Interviews waren die Grundlage unserer Bachelor-Abschlußarbeit, in der wir eine qualitative Studie zum Thema durchführten. Eine vollständige Version dieser Arbeit können wir Ihnen auf Anfrage gerne zusenden. Die Adresse: julia.schmidt.01@uni-erfurt.de
Die Interviews führten wir im Mai und Juni 2012

Die transkribierten Interviews

Interview mit Frau A und Ehemann Herrn A

Frau A: Seit dem ich im Rollstuhl sitze, hat sich viel verändert. Ganz am Anfang kann ich mich erinnern, dass es sehr wenig Rollstuhlfahrer gab. Die Gesellschaft hat mich persönlich als Abschreckung wahrgenommen. Als ich mit meinem Kind auf der Straße war, sagten andere Kinder zu ihm, wenn du nicht aufpasst landest du auch im Rollstuhl. Das ist ein Erlebnis, das vergesse ich nie. Es herrscht auch heute noch das „Behindertendenken“ im Kopf. Es gab positive und auch viele negative Ereignisse.

I: Als erstes würden wir gerne wissen wie und wann es bei Ihnen und Ihrem Partner zum Kinderwunsch kam?

Frau A: Als der Kinderwunsch aufkam, saß ich noch nicht im Rollstuhl. Wusste aber, dass dies irgendwann geschehen wird, bedingt durch meine Krankheit. Bei mir ist das eine angeborene Sache. Der Rollstuhl war abzusehen.

Herr A: Der Kinderwunsch war eine gemeinschaftliche Entscheidung als wir wussten, dass wir zusammen bleiben. Kinder gehören zur Ehe dazu, eins wollten wir schon haben und eine Tochter ist es auch geworden.

I: Inwieweit haben Sie sich auch mit dem Gedanken der Adoption auseinandergesetzt?

Frau A: Ja, bei mir war das so, dass ich nur ein Kind kriegen konnte. Da war das schon eine Option für uns. Wir hatten ein gesundes eigenes Kind und wussten nicht wie wir uns mit einem Adoptivkind verstehen würden. Und wie die beiden sich untereinander verstehen würden. Da war uns das Risiko einfach zu groß.

I: Inwieweit haben Sie sich die Frage gestellt, ob Ihr Kind auch eine Beeinträchtigung bekommen könnte?

Frau A: Auf jeden Fall, weil das vererbbar ist. Das ist früher nicht erkannt worden. Ich kannte das auch nur vom Hören-Sagen, weil meine Großeltern kannte ich nicht. Und da hatte die Oma das auch schon.

I: Also ist diese Krankheit vererbbar?

Frau A: Ja.

Herr A: Aber unsere Tochter ist 47 und kerngesund.

Frau A: Ich weiß nur, dass die Krankheit eine Generation überspringt.

I: Wie reagierten Ihre Freunde auf den Kinderwunsch? Können Sie uns da vielleicht ein Beispiel nennen?

Frau A: Da kann ich nur von Seiten des Arztes reden, dass er es mir abgeraten hat.

I: Oh. Und wie hat Ihre Familie darauf reagiert?

Frau A: Die haben auch Bedenken gehabt, meine Mutti hatte auch ihre Bedenken. Aber ein Kind ist einfach das, was dazu gehört.

I: Und Ihre Nachbarn und das Wohnumfeld?

Herr A: Gut, also normal.

I: Also keine negativen Reaktionen?

Frau A: Eigentlich nicht. Bei der Familie waren wir während der Schwangerschaft eigentlich gut aufgehoben. Den Freundeskreis hatten wir erst aufgebaut als ich schwanger war. Man merkt, wer wirkliche Freunde sind und wer nicht, besonders wenn es einem schlecht geht. Ich habe das Glück, dass ich so gute Freunde habe.

I: Inwiefern gab es Schwierigkeiten bei der Schwangerschaft?

Frau A: Ja, durch die angeborene Krankheit. Die ganze Zeit nach der Geburt konnte ich mein Kind nicht ausfahren, weil es da schon haarscharf am Rollstuhl vorbeigegangen ist

Herr A: Es war mehr als nur am Rollstuhl, es war der Tod, dem du gerade noch so entkommen bist.

I: Also war es eine sehr risikoreiche Geburt?

Frau A: Genau. Ich hatte gefragt, ob es nicht ein Kaiserschnitt sein könnte, aber alle sagten, dass schaffst du auch so. Durch die normale Geburt gab es Komplikationen. Hinterher war es dann eben so, dass das mir beinahe das Leben gekostet hätte.

I: Inwieweit waren Sie mit den behandelnden Ärzten und deren Praxen zufrieden. Inwieweit waren Sie auf ihre Situation eingestellt?

Frau A: Die kannten mich ja insofern nicht. Was jetzt die Frauenklinik ist, da war ich nicht, ich war in einer privaten Klinik und ich war beim Frauenarzt. Ein Glück, dass ich da war, wäre ich in der großen Klinik gewesen, hätten sie das nicht erkannt und ich könnte das Gespräch jetzt mit ihnen nicht führen.

I: Warum denken Sie, dass die private Klinik besser war?

Frau A: Die Ärzte dort kannten sich mit meiner Krankheit aus.

I: Inwieweit hatten die Ärzte, bedingt durch ihre Krankheit eine besondere Tendenz zur Sorgfalt? Wurden Sie schnell krankgeschrieben?

Frau A: Nein die haben mich ganz normal behandelt. Man möchte ja auch so normal wie möglich behandelt werden. Ich will keine Außenseiterstelle einnehmen.

I: Inwiefern änderten sich die Reaktionen der Freunde und der Familie?

Frau A: ich kann nur aus der Sicht der Familie sprechen, es gab viel Unterstützung.

I: Inwieweit wurden Sie von ihrer Familie unterstützt?

Frau A: Es wurden Aufgaben für mich übernommen die ich nicht machen konnte.

Herr A: Aber das meiste, das sie nicht machen konnte, habe ich übernommen. Ich habe mich da rein gearbeitet.

I: Was für Dinge beispielsweise?

Herr A: Zum Beispiel das Kind wickeln und tragen.

I: Also war für Sie die Hilfe vom Ehemann eher hilfreich als zu viel?

Frau A: Ja, es war sehr hilfreich.

I: Inwieweit gab es sonst noch Unterstützung vom Jugendamt oder anderen Institutionen, wie der Lebenshilfe?

Frau A: Zu DDR Zeiten gab es so etwas gar nicht.

I: Also gab es keine Institution die Ihnen zur Hilfe stand?

Frau A: Nein, aber die Betreuung der Kinder war umsonst.

I: Heutzutage ist das ja anders.

Frau A: Das kann man mit Heute gar nicht vergleichen. Ich habe zwar keine Ahnung, was es da alles für Hilfen gibt, aber zu unserer Zeit gabs keine, zumindest kannte ich keine.

I: Wo hätten Sie sich eventuell mehr Unterstützung gewünscht?

Frau A: Um die Frage jetzt umzuschlüsseln in die jetzige Zeit wäre schon manchmal hilfreich gewesen, dass man ein paar Tipps gekriegt hätte, was man hätte unternehmen können. Das mussten wir uns im Laufe der Jahre alles selbst erarbeiten.

I: Und inwieweit sahen Sie sich dadurch selbst in Ihrer Mutterrolle beeinträchtigt?

Frau A: (Überlegung)

I: Also als das Kind dann auf der Welt war, inwieweit sahen Sie sich dann in Ihrer Mutterrolle eingeschränkt?

Frau A: Also in einer gewissen Hinsicht schon, weil ich da etliches nicht machen konnte. Zum Beispiel das Kind ausfahren und später als sie in der Schule war, konnte ich an keinen Elternabenden teilnehmen. Das hat dann immer mein Mann alleine gemacht.

I: Wieso konnten Sie nicht gemeinsam zu den Elternabenden gehen?

Frau A: Weil ich die Stufen in die Schule mit dem Rollstuhl nicht hochgekommen wäre.

I: Denken Sie denn nicht, dass die anderen Eltern Ihnen geholfen hätten?

Frau A: Doch, wir haben es einmal probiert, aber keiner stand zur Hilfe bereit und fragen wollten wir nicht.

Herr A: Wir hätten das gerne zusammen gemacht. Es ging eben nicht, ich musste immer alleine gehen.

I: Inwieweit haben Sie sich mehr um die Bedürfnisse des Kindes gekümmert?

Herr A: Nein wir haben uns gemeinsam gekümmert. Alles was sie nicht machen konnte habe ich gemacht, aber was sie machen konnte hat sie auch gemacht.

Frau A: Ja wir haben alles gemeinsam gemacht.

I: Inwieweit haben Sie manchmal das Gefühl, dass andere, also auf die Gesellschaft bezogen, Sie durch den Rollstuhl in Ihrer Mutterrolle beeinträchtigt sehen?

Frau A: (Überlegung)

I: Inwiefern sind Sie in der Gesellschaft vielleicht auf Vorurteile gestoßen? Können Sie uns da ein Beispiel nennen?

Frau A: Es ist so lange her, man vergisst vieles.

I: Wurden Sie gar nicht kritisch auf Ihre Mutterrolle angesprochen?

Frau A: Nein, zumindest erinnere ich mich nicht daran. Da müssten Sie sich jemanden suchen, der jetzt Mutti im Rollstuhl ist. Ich habe kürzlich in der Stadt eine Mutter im Rollstuhl gesehen, die selbst den Kinderwagen geschoben hat. Ich ziehe meinen Hut davor. Ich konnte das damals nicht.

I: Aber genau dieser Vergleich von damals und heute ist sehr spannend.

Frau A: Ja genau, es gibt große Unterschiede.

I: Können Sie uns diese Unterschiede an einem Alltag mit Ihrem Kind und Ihrem Partner beschreiben?

Frau A: (Überlegung)

I: Inwieweit sind eventuell Probleme damals aufgetreten bedingt durch Ihren Rollstuhl?

Frau A: Barrierefreiheit gab es nicht.

Herr A: Das war das allergrößte Problem. Doch es gab auch ein positives Erlebnis. Erzähl mal von Schloss Molsdorf!

Frau A: Ja wir waren im Dresdner Raum und haben uns Schloss Molsdorf ansehen wollen. Dort, kamen wir wegen Stufen aber nur in den unteren Bereich, mehr nicht. Und da waren zwei Studenten, die haben das mitgekriegt, dass ich gesagt hab: „ Geht und guckt euch das alleine an“, dann haben die Studenten gesagt: „Das kommt gar nicht in Frage. Wir tragen Sie da hoch“. Die haben Wasser geschwitzt. Sowas tolles sowas zu erleben.

Herr A: Das war schön, aber schlechte Erfahrungen haben wir auch gesammelt.

I: Können Sie uns welche erzählen?

Frau A: Das war an der Ostsee. Wir wollten in ein Restaurant, aber zu DDR Zeiten war es problematisch dort einen Platz zu bekommen. Wir hatten dann einen Platz an einem größeren Tisch. Da saßen vier bis sechs andere Personen mit dran. Die anderen wurden bedient und wir

nicht. Das war schlimm, dass einem da das Heulen näher ist als das Lachen können Sie sich sicher vorstellen.

I: Denken Sie, dass das auf Ihren Rollstuhl bezogen war?

Frau A: Das auf jeden Fall

Herr A: Auch alle anderen Tische wurden bedient und wir warteten eine halbe Stunde.

I: Und dann?

Herr A: Dann sind wir einfach gegangen. Das war wirklich ein negatives Erlebnis. Und einmal waren wir in einem anderen Restaurant. Bei allen wurde das benutzte Geschirr weggeräumt, nur bei uns nicht, als wäre deren Geld besser als unseres, denn zum Kassieren kam auch niemand. Wieder warteten wir eine lange Zeit. Dann beschlossen wir an der Theke zu bezahlen. Als wir aufstanden wurde uns vorgeworfen die Zeche zu prellen. Meine Frau wollte aber das Geld gerade hinhalten. Ihr wurde das grob aus der Hand geschlagen, sodass ich es vom Boden aufsammeln musste.

Frau A: Ich konnte es ja gar nicht aufheben. Aber wir wollten ja in die Gaststätten gehen um zu essen und um in Gesellschaft zu sein. Man kann ja nicht nur Zuhause rumhocken. Wenn wir in Restaurants gegangen sind, hat sich grundsätzlich keiner mit an unseren Tisch gesetzt. Deswegen kam ich mir immer wie eine Aussätzige vor. Vor allem für meine Tochter tat mir das Leid. Wir haben einfach verschiedene Erfahrungen gemacht.

I: Also beim Ausgehen haben sie grundsätzlich schlechte Erfahrungen gemacht?

Frau A: Ja, als wenn sie nichts mit einem im Rollstuhl zu tun haben wollen.

I: Wie war das für Sie Herr A als Sie gesehen haben, dass Sie als Familie, durch den Rollstuhl ihrer Frau so benachteiligt werden?

Herr A: Wollen wir mal so sagen, wir sind im Größten drüber weggegangen. Wir haben für uns das Beste daraus gemacht. Was anderes konnten wir ja gar nicht machen. Wenn wir das nicht gemacht hätten, hätten wir ja gar nicht mehr unter Leuten sein können. Unsere Tochter hätte ja keinen Kontakt zu anderen Kindern finden können. Wir mussten irgendwie damit klar kommen.

Frau A: Du bist mehr drüber weggegangen, ich dagegen war die Betroffene. In mir hat das mehr gearbeitet.

Herr A: Ich merkte das schon und spürte das auch. Unsere Tochter sicherlich auch.

I: Inwieweit fühlten Sie sich Herr A dadurch auch ausgegrenzt? Oder haben Sie eher wahrgenommen, wie Ihre Familie darunter leidet?

Herr A: Wenn ich zurück blicke, sind wir als Familie ausgegrenzt worden. Wir haben nichts unversucht gelassen verschiedene Gaststätten auszuprobieren, aber wir trafen immer auf dasselbe Problem.

Frau A: Aber als wir wieder am Strand waren, standen da schon drei bis vier Mann, die meinem Mann helfen wollten den Rollstuhl über den Sand zu tragen. Das sind wieder positive Erfahrungen, es ist einfach sehr gemischt.

I: Inwiefern traten Probleme im Kindergarten oder beim Schulbesuch auf? Und wie reagierten Erzieher, Lehrer oder andere Elternteile auf Ihre Situation?

Herr A: Das weiß ich nicht.

Frau A: Wir hatten keinen Kontakt zu den anderen Eltern, weil ich eben im Rollstuhl saß.

I: Inwiefern haben denn die Eltern auf Sie als Mutter im Rollstuhl reagiert?

Herr A: Also nicht besonders.

I: Inwieweit hatte Ihr Kind Probleme Anschluss zu anderen Kindern zu finden?

Frau A: Ich bin schon der Meinung, dass sie wegen mir gehänselt worden ist, aber sie hat wenig davon erzählt. Ich meine, welches Kind hätte es nicht gerne, dass beide Eltern in Erscheinung treten. Aber es ist ja so, dass die Schulen so sind, dass man da mit dem Rollstuhl nicht rein kommt.

I: Also konnten Sie sie gar nicht in den Kindergarten oder in die Schule bringen?

Frau A: Im Kindergarten ging das noch, aber in die Schule brachte sie mein Mann.

I: Können Sie uns erklären warum Sie das nicht zusammen gemacht haben?

Frau A: Kinder sind manchmal so direkt. Im Kindergarten interessierte die Kinder mein Rollstuhl nicht sonderlich, aber Schulkinder fragen öfters nach. Und das wollte ich meiner Tochter ersparen. Und außerdem waren da ja auch Treppen.

I: Inwieweit konnten Sie dann eine Bindung zu Ihrer Tochter aufbauen?

Frau A: Ich würde mal sagen, in einer gewissen Hinsicht war das schon anders, weil ein Kind sowas ausnutzt, weil sie merkt die Mutter kann nicht so hinterher, da heckt man eher eine Dummheit aus, als wenn man eine gesunde Mutter hat. Aber welches Kind macht das nicht? Also in dieser Beziehung kann man das nicht nur auf meine Behinderung schließen, sondern vielleicht auch auf meine Erziehung. Es gibt eben gewisse Sachen, wo sie als Kind leider drauf verzichten muss zum Beispiel mit der Mutter in die Stadt zu gehen. Das war dann ja erst möglich, wo sie schon selber groß war. Mein Mann hat solche Dinge mit ihr gemacht und sie auch nach der Arbeit vom Hort abgeholt. Aber sonst sind schon viele Einschränkungen gewesen, die, wenn man laufen kann, nicht so im Vordergrund stehen.

I: Also denken Sie, dass Sie in der heutigen Zeit mehr mit ihrer Tochter unternehmen könnten?

Frau A: Bin ich mir sicher, weil die Möglichkeiten jetzt doch anders sind. Ich kann jetzt nicht sagen, dass ich nicht versorgt worden bin. Ich war ja die ersten Jahre wirklich gegen den Rollstuhl. Aber um überhaupt ein bisschen am Leben mit teilzunehmen, blieb mir nichts anderes übrig.

I: Würden Sie trotzdem Frauen im Rollstuhl empfehlen Kinder zu bekommen?

Frau A: Das kommt auf die Situation drauf an. Meistens ist es ja so, dass der Kinderwunsch da ist. Da kommt es dann darauf an, wie selbstständig derjenige ist. Klar, ich würde mir auch heute noch ein Kind anschaffen, aber man macht da schon gewisse Abstriche. Dass man zugibt, man kann gewisse Sachen nicht. Oder man hat sich im Laufe der Jahre so daran gewöhnen müssen und selber mit der Situation besser klar kommt, dass man sagen kann was geht und was nicht. Dass man die Vor- und Nachteile dabei abwägt. Es gibt bestimmt solche Vorurteile, wie zum Beispiel: „Muss sie sich ein Kind anschaffen?“. Solche Meinungen gibt es bestimmt. Meistens ist es aber unter vorgehaltener Hand.

I: Was würden Sie sich für die Mütter im Rollstuhl wünschen? Wie soll die Zukunft aussehen?

Frau A: Sie sollen sich ihren Kinderwunsch erfüllen, schon alleine, weil sie heute besser von der Gesellschaft unterstützt werden. Heute gibt es ja auch Familienbetreuer, die in schweren Situationen zugreifen können. Zu meiner Zeit gab es sowas nicht.

I: Da hatten Sie ja das Glück, einen hilfreichen Mann an ihrer Seite zu haben.

Frau A: Ja, doch.

Herr A: Doch. Wir hatten ja beide den Kinderwunsch und wenn die Situation so ist, dann kümmern wir uns drum. Das ist ja verständlich.

Frau A: Ne, das geht nur gemeinsam. Alleine geht das nicht.

Herr A: Ne, das geht nicht. Da kann man nichts bewältigen. So auch wie ihre Situation. Gemeinsam ist man stark. Es ist in dem Fall wirklich so.

I: Sind Sie gleich nach der Geburt wieder arbeiten gegangen?

Herr A: Zu der Zeit habe ich noch gearbeitet.

I: Wie haben Sie das alles unter einen Hut bekommen?

Herr A: Damals gab es schon Krippen, beziehungsweise Kindergarten. Sie war ein Jahr alt. Ich habe sie dann fröhs mitgenommen und nachmittags dann wieder abgeholt.

I: Und das erste Jahr waren Sie mit Ihrer Frau zuhause?

Herr und Frau A: Das gab es früher nicht.

Frau A: Sie haben zwar sechs Wochen vorher und acht Wochen hinterher praktisch Mutterschutz gehabt, aber danach mussten sie wieder auf Arbeit. Man hatte ja auch keine finanzielle Unterstützung gehabt. Es gab nur Kindergeld, aber damit konnte man auch nicht viel anfangen.

I: Hat ihre Tochter auch Kinder?

Frau A: Ja, sie hat zwei.

I: Darf ich fragen, was Sie für eine Art der Beeinträchtigung haben?

Frau A: Das ist eine angeborene, doppelseitige Hüftluxation. Das ist ein nicht ausgeprägtes Hüftbecken. (Es folgt eine detaillierte Beschreibung der Beeinträchtigung.)

I: Während der Schwangerschaft und Geburt waren Sie also noch nicht im Rollstuhl?

Frau A: Nein, nach der Geburt wurde das immer schlechter.

I: Wenn Sie wüssten, dass Sie nach der Geburt im Rollstuhl sitzen, hätten Sie sich trotzdem für das Kind entschieden?

Frau A: Ich hätte mich bestimmt nicht anders entschieden.

I: Bekommen Sie heute irgendwelche Unterstützung?

Frau A: Das macht alles mein Mann. Wir sind einfach so eingespielt. Mit jemand Fremdes hätte ich Angst, dass er mich dann fallen lässt oder so.

I: Wollen Sie noch etwas hinzufügen, was wir vielleicht vergessen haben zu fragen?

Frau A: Ich sehe das alles heute anders. Ich bin lockerer geworden, weil ich merke, dass man mit mir ganz anders umgeht, dass ich voll akzeptiert werde.

Herr A: Es gibt noch ganz wenige Ausnahmen, die negativ sind. Aber es gibt mehr positives.

I: Also sehen Sie einen Fortschritt von Früher zu Heute?

Frau A: Ja, auf jeden Fall. Freunde spielen auch eine wichtige Rolle. Wir haben einige Ehepaare, und da sind wir gut aufgehoben.

Interview mit Frau B

I: Wie und wann kam es bei Ihnen und Ihrem Partner zu dem Kinderwunsch?

Frau B: Der Wunsch bestand schon ziemlich lange. Nur die Behinderung, die ich hab kann man vererben und wir wollten erst auf eine Nummer sicher gehen, denn wir haben uns gesagt, wenn, dann wollen wir beide ein gesundes Kind. Mit Anja war das damals so, mir war ein wenig übel, aber nicht ständig. Die normalen Anzeichen halt. Nicht großartig drüber nachgedacht und dann bin ich zum Frauenarzt und da hieß es: „Glückwunsch, Sie sind im fünften Monat.“ Man hat auch so nicht viel gesehen. Dann wurde diese Feindiagnostik gemacht, wo man feststellen kann ob das Kind die Behinderung hat oder nicht. Und als es dann hieß, dass das Kind gesund ist und ich ja eh schon im fünften Monat war haben wir uns sehr gefreut.

I: Was hätten Sie gemacht, wenn das Kind nicht gesund gewesen wäre?

Frau B: Ich hätte es abgetrieben, weil die Behinderung, die ich hab, da gibt es mehrere Stufen und es hätte durchaus passieren können, dass das Kind die zweite Stufe gekriegt hätte. Das heißt ich habe Glasknochen und bei der zweiten Stufe passieren schon Brüche im Unterleib. Und ich bin ja relativ jung und habe meine Kindheit und Jugend in vielen Krankenhäusern verbracht und da eben auch viel erleben müssen, wie meine Mutter und die ganze Familie wegen mir zurückstecken musste und da haben wir beide damals gesagt: „Das möchten wir auf gar keinen Fall“. Wenn, dann soll es gesund sein.

I: Inwiefern haben Sie und Ihr Partner sich durch diese Glasknochenkrankheit mit der Frage nach einer Adoption auseinandergesetzt?

Frau B: Ehrlich gesagt in dem Sinne gar nicht, weil wir wussten, dass die Chance besteht, dass es ein gesundes Kind werden kann.

I: Also wollten Sie eigene Kinder haben?

Frau B: Ja

I: Wie reagierte Ihre Familie auf den Kinderwunsch?

Frau B: (kurzes Nachdenken) Von der Familie her war es schon schwierig, da die Eltern von meinem Freund mehr oder weniger gegen die Beziehung waren.

I: Aufgrund des Rollstuhls?

Frau B: Ja, aufgrund der Behinderung einfach. Ja und von Seiten meiner Familie (Kurzes Nachdenken). Die wussten schon, dass der Kinderwunsch besteht, aber ich glaub so richtig dran geglaubt haben sie nicht, dass wir ihn auch wirklich verwirklichen. Sie waren aber dann doch überrascht als ich dann anfing mit: „Ja Mama, du wirst demnächst Oma“. Sie hat sich dann aber im Nachhinein sehr darüber gefreut.

I: Haben sich Ihre Schwiegereltern auch gefreut?

Frau B: Als sie dann wussten, dass das Kind gesund ist und dass es ein Mädchen wird, waren die Reaktionen überwiegend gut, doch.

I: Wie reagierten Ihre Nachbarn auf den Kinderwunsch?

Frau B: Die Nachbarn in dem Sinne gar nicht. Jetzt die Freunde. Sie wussten es, haben aber immer gesagt: „Ja wenn es soweit ist, sagt es uns, aber nicht „Ich bin Schwanger“ und nach zwei Wochen mussten wir es wegmachen wegen der Krankheit“. Und da haben wir eben wirklich gewartet, bis es soweit war, bis wir die Ergebnisse hatten und dann waren die Reaktionen positiv.

I: Inwiefern gab es Schwierigkeiten bei der Schwangerschaft und bei der Geburt in Bezug auf Ihre Beeinträchtigung?

Frau B: Also bei der Schwangerschaft war das nur so, dass es eine Risikoschwangerschaft war, weil ich ja doch relativ klein bin. Das heißt, ich musste zum Schluss jede Woche zum Frauenarzt und es wurde gleich gesagt, aufgrund der Behinderung wird es ein Kaiserschnitt. Und dann war ich im Krankenhaus und mir wurde gesagt, wenn wir einen Kaiserschnitt machen, muss er unter Vollnarkose gemacht werden, weil diese PDA in das Rückenmark gesetzt wird und der Anästhesist hat gesagt, dass das Risiko ihm zu groß ist. Er konnte es zwar nachvollziehen, dass es schöner wäre, es zu erleben, aber das Risiko, dass ich für immer im Rollstuhl sitzen bleibe durch diese PDA war ihm einfach viel zu groß.

I: Inwieweit waren Sie mit dem behandelnden Arzt und seiner Praxis zufrieden?

Frau B: Ich war sehr zufrieden. Meine Frauenärztin hat mir auch sehr geholfen. Sie ist mit mir zum Jugendamt gegangen um halt die ganzen Wege zu erledigen, wegen häuslicher Hilfe und allem. Dann war ich ja hier im Klinikum zur Geburt und die waren auch alle auf meine Situation eingestellt.

I: Hatten Sie das Gefühl, dass der behandelnde Arzt eine besondere Tendenz zur Sorgfalt ausübte?

Frau B: Ja, das hatte ich.

I: Inwiefern änderten sich die Reaktionen der Familie auf Ihre Situation, als das Kind da war?

Frau B: Ja als meine Tochter dann da war, waren ihre Großeltern auch bei uns um zu helfen. Je größer sie wurde, desto weniger wurde auch die Hilfe. Gut, sie wurde dann ja auch immer selbstständiger. Also die Reaktionen waren sehr positiv und die Familie freute sich, wenn sie die Kleine gesehen haben.

I: Also wurden Sie durch Ihre Familie und Freunde unterstützt?

Frau B: (...) Ja

I: Inwieweit war diese Hilfe hilfreich oder zu viel?

Frau B: Aufgrund dessen, dass meine Familie in J. wohnt und die Familie meines Partners in G., war die familiäre Unterstützung nur mit Absprache möglich. Von den Freunden, da konnte ich halt hingehen und sagen: „Hier, pass auf, ich muss den und den Weg erledigen und ich möchte die Kleine nicht unbedingt die ganze Zeit dabei haben, könntet ihr zwei Stunden auf sie aufpassen?“ Da hatte ich halt auch Freunde, die gesagt haben: „Klar, machen wir, kein Thema.“ Das fand ich sehr gut.

I: Sie fühlten sich also nicht eingeengt, sondern es war für Sie hilfreich?

Frau B: Ja, sehr hilfreich.

I: Inwieweit gab es sonst noch Unterstützung vom Jugendamt oder von anderen Institutionen zum Beispiel Lebenshilfe?

Frau B: Wir hatten damals eine Familienhilfe beantragt. Entweder ist der Antrag untergegangen oder keine Ahnung, weil da kam nie eine Reaktion darauf. Es kam auch nie jemand zu mir nach Hause. Ich hatte auch in dem Sinne keine Unterstützung von der Stadt gehabt. Aber ich sag da einfach nur, man ist dann erfinderisch.

I: Also haben Sie das alleine mit Ihrem Partner, der Familie und Freunden gelöst?

Frau B: Ja. Wir sind dann umgezogen in eine Zweiraumwohnung und da war es halt so zum Beispiel, dass ich auf einen Pflanzenroller die Babyschale gestellt habe, eine Decke reingelegt habe und sie dann durch die Wohnung geschoben habe. Weil irgendwann werden sie ja schwer. Man wird halt erfinderisch. Alles geht irgendwie.

I: Ist Ihr Partner berufstätig?

Frau B: Ja, das heißt so viel Unterstützung damals hatte ich nicht, weil er außerhalb gearbeitet hat. Er war nur am Wochenende da. Und da muss man sich was einfallen lassen, damit man das alles auf die Reihe kriegt.

I: Also hätten Sie sich mehr Unterstützung zum Beispiel von der Stadt gewünscht?

Frau B: Ja. Es wäre schön, wenn jemand zu mir nach Hause gekommen wäre und zum Beispiel im Haushalt ein wenig geholfen hätte. Es ist ja schon kompliziert genug im Rollstuhl die Wohnung sauber zu halten. Aber da kam halt nichts und das fand ich schon sehr traurig. Ich muss auch im Nachhinein sagen, was ich sehr negativ empfand, war, als es dann um den Kindergarten ging. Da bin ich zum Jugendamt und habe diese Karte beantragt. Als ich diese bekommen habe, fragte ich in welchen Kindergarten ich sie jetzt bringen kann und da haben die gesagt: „Das ist Ihnen überlassen.“ Also da gab es vom Jugendamt überhaupt keine Hilfe und das fand ich sehr, sehr traurig.

I: Also wurden Sie auch in den ersten Jahren nicht so richtig betreut?

Frau B: Ne, in dem Sinne gar nicht. Ich meine, ich kann zwar laufen, aber man muss schon irgendwo darauf achten, dass es ein Kindergarten ist, der nicht über zwei oder drei Etagen geht. Wenn die Kinder dann oben sind und es gibt keinen Fahrstuhl, da wird es für mich sehr problematisch. Zumal ich sie schon mit zwei Jahren in den Kindergarten geben wollte. Da hieß es, das können sie vergessen, weil die Krippenplätze nur für berufstätige Mütter sind. Ich meine, Kinder sind was Schönes, aber wenn man sie, wie hier mal für ein paar Stunden in den Kindergarten bringt, um beispielsweise zuhause während dessen etwas aufzuräumen, das ist eine schöne Sache. Je älter sie wird, desto einfacher wird es auch für mich. Das ist, glaube ich ganz normal. Damals hat man mir gesagt, ich nehme an, das ist mit meiner Krankheit verbunden, sie sei sehr selbständig. Dass sie schon vieles alleine kann, wobei sie zuhause nicht so selbständig ist. Sie möchte immer noch, dass ich ihr zum Beispiel beim Anziehen helfe. Aber wenn sie irgendwo alleine ist, versucht sie schon vieles alleine zu machen. Wenn es gar nicht geht, dann fragt sie auch oder sagt „Hilfe“. Wenn sie sich weigert beispielsweise ihr Spielzeug wieder aufzuräumen, dann sage ich: „Möchtest du für 6 Wochen zur Oma?“ Auch wenn sie erst fünf ist gibt es Sachen, die sie alleine machen muss. Ich mache mir jetzt schon Gedanken wie es wird, wenn sie nächstes Jahr in die Schule kommt. Dann kann ich sie nicht einfach zur Oma schicken wenn mir was passiert. Und da muss ich sehen, dass ich vom Jugendamt Hilfe bekomme, weil der Partner ja auch arbeiten muss.

I: Inwieweit sehen Sie sich selbst in Ihrer Mutterrolle beeinträchtigt?

Frau B: Beeinträchtigt in dem Sinne würde ich nicht sagen. Gut, ich hatte damals diese Möglichkeiten nicht wahrnehmen können mit ihr zum Babyschwimmen zu gehen, weil alleine geht das nicht. Das fand ich sehr schade. Aber ansonsten sehe ich da keine Beeinträchtigung.

I: Wie haben Sie die Versorgung mit Ihrem Partner geregelt oder inwieweit konnten Sie sich selbst um die Pflege und Bedürfnisse Ihres Kindes kümmern?

Frau B: Also wenn mein Partner zuhause ist, muss er klar mithelfen. Früher logischerweise mehr als jetzt. Aber so im Großen und Ganzen mache ich das alles selber. Ich muss auch dazu sagen, ich habe ein recht pflegeleichtes Kind, sie war auch ein pflegeleichtes Baby. Zum Wickeln habe ich sie auf die Couch gelegt. Je schwerer sie wurde, desto schwieriger war das Windeln, aber das ging trotzdem alles.

I: Sind Sie mit ihr auch alleine zum Spielplatz oder zum Einkaufen gegangen?

Frau B: Jetzt, wo sie schon größer ist, funktioniert das prima und früher, wo sie halt noch nicht laufen konnte, konnte ich nur einkaufen, wenn jemand dabei war, beziehungsweise nur das einkaufen, was in den Kinderwagen passt. Aber jetzt läuft sie ja auch und ich hab das seltene Glück, dass wenn wir alleine sind, läuft sie bei mir. Wenn sie mal kurz verschwunden

ist wird sie zurück gepfiffen und ich erkläre ihr, dass ich nicht den ganzen Laden nach ihr absuchen kann und das funktioniert auch. Aber sobald jemand dabei ist, wo sie weiß der kann hinterher rennen, ist Mamas Wort völlig für umsonst. Sie nutzt das manchmal aus. Auf Spielplätze gehen wir auch. Klar gibt es da auch mal blöde Blicke, aber diese Blicke gab es auch vorher schon. Die blöden Blicke hatte ich ohne Kind auch schon: „Oh guck mal da, eine Behinderte.“ Und jetzt „Oh guck mal da, eine Behinderte mit Kind.“ Aber das funktioniert alles und ich kann und will sie nicht die ganze Zeit Zuhause einsperren.

I: Haben Sie manchmal das Gefühl, dass andere Sie in Ihrer Mutterrolle durch den Rollstuhl beeinträchtigt sehen?

Frau B: Das sind die Blicke. Die Leute gucken, definitiv. Für manche ist es komplett was neues, gut man sieht es in der Stadt auch sehr selten. Aber dass ich direkt von Leuten auf der Straße angesprochen wurde, kam zum Glück nicht vor.

I: Sie sind also auf keine Vorurteile gestoßen?

Frau B: Vorurteile nicht, aber die Blicke. Sicherlich stecken auch mal welche die Köpfe zusammen, aber das stört mich nicht, weil ich es selber so wollte. Ich sag mal, bis jetzt bekomme ich alles auf die Reihe und ich mach mir über sowas nicht viele Gedanken, denn wenn man damit anfängt, zieht es einen runter und man fängt vielleicht auch an, darauf zu hören. Deswegen beschäftige ich mich nicht groß damit.

I: Wie würden Sie dann die Frage beantworten, inwieweit Ihre Sichtweise auf Ihre Mutterrolle anders als die der Außenstehender ist?

Frau B: Meine Freundin sagt immer, es ist schön wie selbstständig das Kind ist und so wie ich das alles mache, auch gut mache. Aber so im Großen und Ganzen, ob ich das alles richtig mache, sagt mir keiner. Und diese Zweifel haben gesunde Mütter sicherlich auch. Vom Kindergarten her waren es bis jetzt durchweg positive Sachen, die ich gehört habe. Das sind auch momentan die einzigen, die sagen würde was ich noch besser oder anders machen kann. Und deswegen denke ich, dass ich das doch alles ganz gut mache.

I: Beschreiben Sie uns bitte einen Alltag mit Ihrem Kind und Partner. Inwieweit treten Probleme bedingt durch Ihren Rollstuhl auf?

Frau B: Der Alltag ist halt eben so, man muss darauf achten. Witzigerweise fängt sie auch schon an und guckt ob die Mama mit kann, ob da viele Treppen sind. Oder sie war letztens mit dem Papa im Autohaus und da stand ein Kombi und sie sagte: „Mach mal den Kofferraum auf. Ich muss gucken ob Mamas Rollstuhl da rein passt.“ Das sind so Sachen, wo sie richtig mitdenken kann.

I: Also nimmt sie den Rollstuhl schon richtig war?

Frau B: Wahrgenommen hat sie ihn vorher auch schon, aber sie schaut jetzt mit, ob Mama irgendwo rein kann oder nicht.

I: Was denken sie, müsste eventuell geändert werden, damit Sie einen unbeschwerten Alltag mit Ihrem Kind und Partner verbringen könnten?

Frau B: Es müsste mehr daran gedacht werden, dass es auch Mütter gibt, die im Rollstuhl sitzen. Es gibt auch Väter, die im Rollstuhl sitzen. Bei uns im Kindergarten ist es halt so, der ist ebenerdig. Ich habe daran nicht gedacht, als ich mir den Kindergarten ausgesucht habe. Beziehungsweise war das ja der einzige Kindergarten, der mein Kind genommen hat. Aber ich habe halt Glück gehabt. Jetzt fangen sie ja schon an, überall Rampen hinzubauen. Jetzt weiß ich natürlich nicht, ob sie das nur wegen mir machen oder wegen anderen Müttern mit Kinderwagen. Ich weiß nicht, ob da der Gedanke besteht, das so auszubauen, dass man auch Kinder im Rollstuhl aufnehmen kann. Aber so an sich ist das schon super dort. Die Erzieher geben sich große Mühe. Wenn jetzt die Kinder zum Beispiel unten, in der Turnhalle sind, geht eine Erzieherin hin oder schickt ein anderes Kind runter, um Anja zu holen. Das funktioniert wirklich prima.

I: Würden Sie sich mehr Hilfe von der Bevölkerung wünschen?

Frau B: Ich würde es für hilfreich empfinden, wenn die Bevölkerung nicht so abwertend gucken würde. So belebte Plätze versuche ich schon mit ihr zu meiden, denn sie ist ein Kind, sie versucht auch mal zu rennen, das ist ja auch ganz normal, aber ich kann ja nicht so schnell hinterher. Wobei es auch hilfreich wäre, wenn sich das Umfeld darauf einstellt und wenn sie vielleicht wegrennt, sie auch mal festhält. Das habe ich bisher noch gar nicht erlebt. Ich würde mir wünsche, dass die Bevölkerung offener demgegenüber ist.

I: Wie reagierten Erzieher, Lehrer und andere Elternteile auf eine Mutter im Rollstuhl?

Frau B: Also die Elternteile haben zuerst geguckt, das ist logisch, aber mit der Zeit haben sie sich daran gewöhnt und es entstanden sogar Freundschaften. Also die Akzeptanz ist da. Für die Erzieher war das kein Problem, für sie war das was ganz Normales. Sie nehmen das als Gegeben hin, denken aber nicht an die Konsequenzen. Beim Laternenumzug vor zwei Jahren mussten sie mich bergauf und bergab schieben, weil sie bei der Planung nicht an mich gedacht haben. Sie wissen es zwar, aber es geht im Kopf irgendwo unter. Die Anja ist ja in dem Sinne normal. Ich mach denen ja auch kein Vorwurf deswegen, es passiert.

I: Also fühlten sie sich auch integriert?

Frau B: Ja, aber ich möchte auch nicht besonders behandelt werden. Es wäre dann nicht nur die Anja, sondern die ganze Gruppe, die wegen mir zurückstecken müsste. Ich möchte das nicht. Man sollte alles so normal wie möglich das handhaben.

I: Inwieweit hatte Ihr Kind aufgrund des Rollstuhls Probleme Anschluss bei den anderen Kindern zu finden?

Frau B: Bedingt wegen mir hatte sie, denke ich, keine Probleme, weil sie ist ein offener Mensch, hat keine großen Anpassungsschwierigkeiten oder auch keine Hemmungen andere anzusprechen. Deswegen denke ich eh nicht.

I: Wie nahmen Lebenspartner und das Kind die Reaktionen, also die neugierigen Blicke der Gesellschaft wahr?

Frau B: Mein Partner hatte er weniger Probleme damit. Bei Anja ist es so, sie sieht wie die Leute gucken. Sie versteht vielleicht im ersten Moment nicht, warum sie so gucken, weil sie es ja nicht anders kennt, aber manchmal kommt sie dann auch zu mir und fragt. Ich erkläre ihr halt, dass Menschen manchmal so sind, aber dass es auch andere gibt, die offener und toleranter damit umgehen. Es gibt Positives aber auch Negatives, aber das Positive überwiegt und das halte ich mir immer vor Augen.

I: Wenn Sie einen Blick zurückwerfen, inwiefern würden Sie etwas verändern? Was würden Sie sich für die Zukunft wünschen in Bezug auf Ihre Rolle als Mutter im Rollstuhl?

Frau B: Mehr Unterstützung vom Jugendamt wäre schön. Wenn man schon persönlich dahin geht, müssen sie doch erkennen, dass man Hilfe braucht, dass man nicht alles alleine auf die Reihe kriegen kann. Ja das wäre echt toll.

I: Was würden Sie sich für die Zukunft wünschen in Bezug auf Ihre Rolle als Mutter im Rollstuhl?

Frau B: Ja, dass die Leute offen gegenüber dem sind, dass sie sich nicht verschließen und sagen „Ey Mutter im Rollstuhl.“ und „Das geht nicht und das geht nicht.“ Sondern das man sich hinsetzt und sagt: „Das geht nicht, aber was können wir machen, dass es geht?“ Die Anja kommt ja nächstes Jahr in die Schule, und ich hoffe, dass es dort genauso gut alles klappt, wie jetzt im Kindergarten. Und da erhoffe ich mir einfach, dass man gemeinsam nach Lösungen sucht, falls Probleme auftreten sollten. Von der Bevölkerung wünsche ich mir, dass sie toleranter und offener sind. Die Leute erkennen ja die Gefahrensituationen und wenn ich zum Beispiel mit Anja am Fischmarkt bin und eine Straßenbahn kommt, dass die Leute sie auch mal festhalten. Oder wenn ich irgendwie nicht weiterkomme, dass sie mich ansprechen und Hilfe anbieten.

I: Wollen Sie noch etwas hinzufügen, was wir vielleicht vergessen haben zu fragen?

Frau B: Was Positives ist mir in Erinnerung geblieben, und zwar als ich den Kinderwagen in der Stadt vor mir schob. Da waren die Reaktionen sehr positiv. Oder auch im Kindergarten.

Die Erzieher haben sich überlegt, welche Probleme es geben könnte und wie man diese lösen kann. Das fand ich sehr gut. Ich hoffe auch, dass es in der Zukunft genauso laufen wird.

Interview mit Frau C

I: Wie und wann kam es bei Ihnen und Ihrem Partner zu dem Kinderwunsch?

Frau C: Als wir uns kennenlernten, war ich noch recht jung. Mein Mann ist sechs Jahre älter als ich. Ich war mit dem Studium noch nicht ganz fertig und wir sind dann zusammengezogen. Nach drei, vier Jahren haben wir uns für ein Kind entschieden. Vielleicht ein bisschen in Abhängigkeit von Beschäftigungsverhältnissen.

I: Inwiefern haben Sie und Ihr Partner sich mit der Frage nach einer Adoption auseinandergesetzt?

Frau C: Es war von Anfang an klar, dass wir eigene Kinder haben wollen. Es stand auch nichts im Weg.

I: Inwieweit haben Sie sich durch diesen Kinderwunsch mit der Frage beschäftigt, ob ihr Kind auch eine Beeinträchtigung bekommen könnte?

Frau C: Ich habe eine Querschnittslähmung und zwar hatte ich einen Unfall als Kind. Also habe ich vordergründig keine Krankheit, wo man erwarten könnte, dass irgendwas passiert. Ich habe trotzdem einen genetischen Test machen lassen, der positiv ausgefallen ist, es lag nichts vor.

I: Wie reagierten Ihre Freunde auf den Kinderwunsch?

Frau C: Es gab eigentlich nur positives Feedback.

I: Und wie reagierte Ihre Familie?

Frau C: Wie das halt so ist. Wenn man ein gewisses Alter erreicht, finden es die Eltern schön, wenn sie Großeltern werden.

I: Wie reagierten Ihre Nachbarn auf den Kinderwunsch?

Frau C: Wir haben damals in E., in etwas heruntergekommenem Umfeld gewohnt und ich glaube jeder ist so seinem eigenen Ding nachgegangen. Also wir hatten eigentlich keinen Kontakt zu den Nachbarn, sodass wenn auch irgendwelche Stimmungen dagewesen wären, ich die auch nicht mitbekommen hätte. Wir sind dann umgezogen als das Kind drei war. Wir haben uns eine Wohnung gekauft und sind dann in ein Haus gezogen wo sehr viele Familien mit Kindern gleichen Alters wohnen und da waren die Reaktionen sehr positiv.

I: Inwiefern gab es Schwierigkeiten bei der Schwangerschaft und bei der Geburt in Bezug auf Ihre Beeinträchtigung?

Frau C: Es gab eigentlich keine Probleme. Bei der Schwangerschaft hat mich mein Frauenarzt sehr unterstützt. Er hat mir allerdings auch gesagt, dass er da keine Erfahrungen hat und ich ihm helfen soll, also sagen soll, was wichtig ist. Aber er hat das alles ganz gut geregelt. Zum Beispiel wünschte ich, dass meine Nieren überprüft werden, weil sie im Sitzen nicht so gut

arbeiten wie im Stehen. Da gab es aber keine Probleme. Auch sonst gab es keine Probleme. Probleme fingen dann nach der Geburt an. Ich habe das Kind drei, vier Tage übertragen und man hat die Geburt eingeleitet, was nicht so richtig zum Erfolg geführt hat. Ich habe es dann mit Kaiserschnitt entbunden, was an sich kein Problem war. Das Problem war eigentlich die Nachsorge insofern, dass ich zwar medizinisch gesund war, aber es gab keinerlei andere Hilfsformen, d. h. ich habe bei der Krankenkasse nachgefragt, bezüglich einer Haushaltshilfe. Und das wurde abgelehnt mit der Begründung, dass ich ja gesund sei. Es gab praktisch keine Erkrankung die nach der Geburt nachgewiesen werden konnte. Das Kind war auch gesund und deswegen hat man mir das verweigert und das war schon schwierig, weil ich am Anfang das Haus nicht verlassen konnte. Das heißt, mein Mann hat Urlaub genommen, den Jahresurlaub, um das dann ein bisschen abzufedern. Dazu kam noch, dass ich feststellen musste, dass in mein kleines Auto der Rollstuhl und der Kindersitz nicht gleichzeitig rein gingen und dann haben wir schnell ein viertüriges Auto gekauft. Und weil ich zu dem Zeitpunkt nicht beschäftigt war, da mein Arbeitsvertrag im September auslief und im Dezember das Kind zur Welt kam, habe ich auch keine Förderung für das Auto bekommen. Der Rentenversicherungsvertrag, damals war das die BVA, wurde abgelehnt mit der Begründung dass das Beschäftigungsverhältnis ausgelaufen war. Auf den Kosten sitze ich heute noch, ich prozessiere auch noch. Das sind jetzt schon zehn Jahre her.

I: Inwieweit waren Sie mit dem behandelnden Arzt und seiner Praxis zufrieden?

Frau C: Der Arzt selbst war sehr gut. Die Praxis aber war nicht eingerichtet, es ging eine Treppe hoch. Wir hatten damals das Glück, dass es eine Gemeinschaftspraxis war, ein Gynäkologe und ein Urologe. Und sie haben dann auch immer mit angefasst um mich hochzutragen. Aber das war schon kompliziert. Also wenn mein Mann nicht so jung gewesen wäre und auch nicht immer frei genommen hätte um mir dann in die Praxis zu helfen, wäre es kompliziert gewesen. Man hätte auch ins Krankenhaus gehen können damals, jetzt geht es glaube ich nicht mehr.

I: Hatten Sie das Gefühl, dass der behandelnde Arzt eine besondere Tendenz zur Sorgfalt ausübte?

Frau C: Ich glaube schon, dass er sorgfältig war, weil, er ist grundsätzlich immer sehr sorgfältig. Aber auch im Klinikum hatte ich das Gefühl, dass sie sich alle bemühen.

I: Inwiefern änderten sich die Reaktionen der Familie auf Ihre Situation, als das Kind da war?

Frau C: Da waren keine Veränderungen da.

I: Gab es familiäre Unterstützung als ihr Mann wieder auf Arbeit ging?

Frau C: Es ging alleine, allerdings habe ich dann stundenweise wieder gearbeitet, als das Kind 4 Monate war. Da war mein Vater schon Rentner und er hat den Kleinen dann stundenweise betreut. Also Familienunterstützung gab es schon.

I: Inwieweit gab es sonst noch Unterstützung vom Jugendamt oder von anderen Institutionen, zum Beispiel Lebenshilfe?

Frau C: Vom Jugendamt gab es keine Unterstützung. Wir waren auch nicht bedürftig. Mein Mann hat gut genug verdient, also für deren Verhältnisse.

I: Und von einem Familienhelfer?

Frau C: Gar nichts

I: Wo hätten Sie sich mehr Unterstützung gewünscht oder wo weniger?

Frau C: Also zuerst bei der Krankenkasse. Die Phase direkt nach der Geburt und nach der Entlassung, da hatten mich die Ärzte schon länger im Krankenhaus gelassen. Sie haben das rechtfertigen können, um die Phase etwas länger zu machen. Und zum anderen natürlich von diesem Rentenversicherungsträger. Von dem habe ich gar nichts bekommen, weder für das Auto, noch für den Zugang zur Wohnung, noch sonst irgendwelche Unterstützung. Die Krankenkasse hat argumentiert: „So ein Fall ist gar nicht beschrieben worden“. Der Rentenversicherungsträger hat argumentiert: „Wenn sie ihre Lebensverhältnisse ändern, ändert das ja nichts an ihrem Behinderungsverhältnis“. Und ich bin davon überzeugt, dass man das nicht trennen kann, das familiäre Leben von der Behinderung. Das eine bleibt bestehen und das muss dann auch integriert werden. Zumindest für die Extrakosten hätte ich mir eine finanzielle Unterstützung gewünscht.

I: Inwieweit sehen Sie sich selbst in Ihrer Mutterrolle beeinträchtigt?

Frau C: Gar nicht. Ich muss dazu sagen, das Kind war von vornherein sehr pflegeleicht und auch mobil und ist mit 10 Monaten schon gelaufen. Deswegen war das unkompliziert. Wir sind dann auch innerhalb des ersten Jahres nach England umgezogen. Ich habe dort auch stundenweise gearbeitet. Und in England ist die Gesellschaft sehr viel offener. Das war dort überhaupt kein Thema. Als wir dann nach zwei Jahren zurückkamen, bekamen wir zum Glück einen Kindergartenplatz in einem kirchlichen Kindergarten, wo früher mein Bruder hingegangen ist und so war dort eine familiäre Situation, allerdings auch recht teuer.

I: Hatten sie besondere Möbel um beispielsweise das Kind zu wickeln?

Frau C: Also wir haben uns immer selbst beholfen. Mein Mann hat einen Schreibtisch bei Ikea gekauft, hat ihn abgesägt und hat dann die Tischplatte an der Seite mit Holzkanten ausgestattet, sodass es dann ein Wickeltisch war. Es musste ja auch von der Höhe her

niedriger sein. Mein Mann hat dann auf dem Bett gewickelt. Wir haben Aufgaben geteilt und uns beide um das Kind gekümmert

I: Haben Sie manchmal das Gefühl, dass andere Sie durch den Rollstuhl in Ihrer Mutterrolle beeinträchtigt sehen?

Frau C: Zuweilen kommen Bedenken auf, wie das dem Kind gegenüber dargestellt wird. Und ob es vorher Bedenken gibt. Also ich hatte das Gefühl, als es eingeschult wurde, dass man aufpassen muss, dass das Kind nicht in irgendeine Rolle gedrückt wird. Das hat sich im Nachhinein so nicht bestätigt. Es hängt allerdings immer individuell von den einzelnen Lehrern ab. Die Schulleitung hatte auch mehrmals gewechselt. Aber da kamen dann noch technische Probleme hinzu. Die Grundschule ist eben nicht zugänglich und da fängt es dann an. Man kann dann auch keine aktive Rolle mehr übernehmen. Im Kindergarten haben sich alle bemüht, so zugänglich zu machen. Ich habe dort ein bisschen Englisch unterrichtet und habe dann auch einen Schlüssel bekommen. In der Grundschule konnte ich mich nicht einbringen. Ich hätte das aber gern gemacht. Das Kind soll jetzt ins Gymnasium kommen und ich hoffe, dass es dort besser wird.

I: Auf was für Vorurteile stoßen Sie im Alltag?

Frau C: Das ist Generation abhängig. Bei der Generation 70+ und vielleicht etwas jünger gibt es schon welche, die Kopf schütteln, aber in der Regel eigentlich nicht. Die jüngere Generation ist relativ offen. Eher dort, wo man das gar nicht erwartet, wie zum Beispiel beim Arzt. Plötzlich kommen dann solche Fragen wie: „Können sie das alles bewältigen?“ Das kommt aber selten vor. Wie gesagt, ich habe Glück, dass das Kind so patent ist. Und es hatte noch nie irgendwelche Entwicklungsrückschritte, wo man denkt, dass es daran liegen könnte.

I: Inwieweit ist Ihre Sichtweise auf Ihre Mutterrolle anders als die Sichtweise Außenstehender? Welche Unterschiede sind erkennbar?

Frau C: Das kann ich so nicht beantworten. (Kurze Überlegung) Dazu kann ich nichts sagen. Ich kann mich nicht in die anderen hineinversetzen. Und das ist eigentlich auch nichts, was ich im Freundeskreis thematisiere.

I: Beschreiben Sie uns bitte einen Alltag mit Ihrem Kind und Partner. Inwieweit treten Probleme bedingt durch Ihren Rollstuhl auf?

Frau C: Es gibt immer so kleine Dinge, die passieren, aber in der Regel bin ich gut klar gekommen. Ich habe auch relativ viel Armkraft und kann mich auch so noch frei bewegen, sodass es für mich nicht so ein Problem war. Als er noch ganz klein war, habe ich ihn in ein Tuch gebunden und dann saß er mehr oder weniger auf dem Schoß. Das war eigentlich kein Thema. Die großen Einkäufe hat mein Mann erledigt, aber das macht er so oder so. Also wir

haben das sowieso so ein bisschen eingeteilt, dass jeder das macht was für ihn günstiger ist. Ich habe auch eine Haushaltshilfe, auch da kriege ich keine Unterstützung für. Sie bezahle ich eben privat. Ich habe auch einen Fensterputzer, der zweimal im Jahr kommt. Das sind aber alles meine Privatkosten. Was Spaziergänge angeht, hat das Kind verstanden, dass ich nicht hinterher kann und er hat dann auch gehört. Und ich denke das ist unkompliziert. Auf die Spielplätze selber komme ich in der Regel rauf. Ich kann zwar so nicht hinterher, aber das ist auch nicht schlimm. Ein Kind muss Lernen zu reagieren. Dadurch, dass wir eine relativ gute Nachbarschaftsstruktur mit vielen Kindern haben, kann man sich da auch untereinander austauschen. Die Mütter sind auch alle berufstätig, sodass sowieso ein Netzwerk entstanden ist. Mal ist der dran, mal der.

I: Was müsste eventuell geändert werden, damit Sie einen unbeschwerten Alltag mit Ihrem Kind und Partner verbringen könnten?

Frau C: Ich habe ja festgestellt, dass es Generationsunterschiede gibt. Das ist aber nicht sehr problematisch. Für mich sind eigentlich nur die finanziellen Sachen problematisch. Und mein Beschäftigungsverhältnis ist auch ein Problem. Ich habe jetzt den 13. Vertrag, seit ich hier beschäftigt bin. Es geht immer mal ein Jahr, der längste war zwei Jahre. Das stellt für mich, neben den ganz normalen Problemen, das Problem, dass ich zum Beispiel diese Anträge an die BVA für irgendwelche Hilfsmittel gar nicht erst stellen muss, weil da immer der Vertrag abgelaufen ist. Dann immer wieder die Argumentation ist: „Sie haben ja kein festes Beschäftigungsverhältnis.“

I: Welche Probleme traten im Kindergarten und beim Schulbesuch auf? Wie reagierten Erzieher, Lehrer und andere Elternteile auf eine Mutter im Rollstuhl?

Frau C: Ich kann nur wenig dazu sagen. Das Problem ist, wie gesagt der Zugang in die Grundschule. Die Lehrer haben versucht, sich zu bemühen, die Elternabende in das Erdgeschoß zu verlegen, obwohl der Klassenraum oben war. Das ist nicht immer geglückt, das haben sie dann auch vergessen. Aber der gute Wille war da. Man hat mich dann die Treppen hochgezogen. Wenigstens bei dem ersten Abend wollte ich schon dabei sein. Die anderen Eltern waren mir zum Teil aus dem Kindergarten bekannt. Wir sind, glaube ich auch in einem hochgradig intellektuellen Viertel, wo die Eltern alle Akademiker sind, sodass in der Schule nur wenige Probleme auftreten. Es geht wirklich um das Lernen und die Kinder haben großes Glück.

I: Wie nahmen Lebenspartner und das Kind die Reaktionen der Gesellschaft wahr? Inwieweit fühlten Sie sich dadurch ausgegrenzt?

Frau C: Mein Lebenspartner sicher nicht, denn er hat ja diese Entscheidung frei getroffen. Als wir uns kennenlernten war ich ja schon im Rollstuhl. Für ihn ist es kein Problem. Das Kind hat natürlich schon erfahren, dass immer mal Kinder oder andere Leute fragen, was denn nun ist und bestimmte Fragen stellen, die für ihn gar nicht so stehen. So nach dem Motto: „Wie kommt deine Mutter ins Auto.“ Oder ähnliche Fragen, die er dann beantworten muss. Ich glaube aber, dass die Kinder relativ offen damit umgehen. Es gibt niemanden anders in der Schule, den es betrifft, aber das funktioniert ganz gut. Die Fragen werden auch immer weniger. Die Kinder werden ja auch größer, das merkt man schon. In dem Kindergarten war es ein wenig einfacher, weil ich ja dort Englisch unterrichtet habe. Da war ich ja immer da und die Kinder konnten mich das selber fragen. In der Grundschule die erste Zeit hat es sicher eine Rolle gespielt, aber dann irgendwann gewöhnen sie sich aneinander. Jetzt wird es so sein, er kommt ins Gymnasium. Und da sind von 26 Schülern 13, die entweder mit ihm im Kindergarten waren oder in der Grundschule. Und da wird es, denke ich, keine Probleme geben. Auch viele Gemeindemitglieder sind vertreten. Wir sind in der Kirchengemeinde aktiv und das ist auch wichtig, dass man solche Netzwerke hat und dass man viele Bekannte hat. Wenn wir jetzt plötzlich wegziehen müssten, wäre das sicherlich schwieriger, denn diese Netzwerke hat man schon vor der Geburt aufgebaut. Sie sind auch nicht so einfach zu ersetzen. Es kommt noch hinzu, dass seine Großeltern hier leben und hin und wieder Dinge übernehmen, zum Beispiel das was außerschulisch läuft. Der Klavierunterricht zum Beispiel. Da habe ich das Kind nicht in die Musikschule gegeben, sonder Privatunterricht organisiert, weil das einfacher ist und zum Training bringen ihn meine Eltern.

I: Wenn Sie einen Blick zurückzuwerfen, inwiefern würden Sie etwas verändern?

Frau C: Also ich hatte ja immer das Problem mit den kurzen Arbeitsverträgen. Und das ist auch der Grund, warum wir kein zweites Kind bekommen haben. Vielleicht würde ich das anders sehen, vielleicht würde ich das entspannter angehen. Ein Geschwisterkind ist eigentlich ganz schön. Das sind solche Lebensentscheidungen und man kann das hinterher nie so genau sehen. Wenn man da drin steckt und nicht weiß, wie es finanziell weiter geht, dann überlegt man sich das.

I: Was würden Sie sich für die Zukunft wünschen in Bezug auf Ihre Rolle als Mutter im Rollstuhl?

Frau C: Dass es flexibler gehandhabt wird und das man gerade von Behördenseiten nicht so abgetan wird, wie nach dem Motto „Das gibt es nicht. Wir haben keine Regelung dafür.“ Wenn ich also keine Regelung habe, muss ich schauen, wie ich mit bestehenden Regelungen irgendwas möglich machen kann. Und das ist überhaupt nicht versucht worden. Oder das

Regelungen eingeführt werden. Da wäre es ganz schön, wenn sich private Stiftungen finden würden, die sowas auffangen.

I: Wollen Sie noch etwas hinzufügen, was wir vielleicht vergessen haben zu fragen?

Frau C: Ich denke, dass es ganz viel davon abhängt, wie man sich selber darstellt, wie viel man in Anspruch nimmt. Und ich denke, dass bei uns die Situation recht glücklich ist, da mein Mann recht flexibel ist. Er ist Physiker in der Entwicklungsabteilung im größeren Unternehmen. Erstens ist es relativ gut bezahlt, zweitens kann er seine Arbeitszeiten flexibel gestalten und das ist eigentlich wichtig. Für Mütter wäre das auch wichtig, dass sie ihre Zeiten flexibel einteilen könnten. Ich persönlich nehme nicht so viel in Anspruch, aber andere, die zum Beispiel mehr physiotherapeutische Sachen benötigen, da wird es nochmal komplizierter.

Interview mit Frau D

I: Inwiefern war der Kinderwunsch da?

Frau D: Ich habe mir schon immer gewünscht Mama zu werden. Das wollte ich schon.

I: Inwieweit haben Sie sich mit der Frage beschäftigt ob Ihr Kind auch eine Beeinträchtigung bekommen könnte?

Frau D: Das war eigentlich gar nicht so die Frage, weil meine Behinderung nicht vererbt wird. Ich hatte Sauerstoffmangel während der Geburt. Natürlich habe ich trotzdem hin und herüberlegt, weil der Kindesvater ADHS hat und da habe ich mir schon gedacht, hoffentlich bekommt Sven das nicht. Ich habe heute eigentlich schon schreckliche Angst, kann man so sagen, dass das Sven irgendwie auch bekommt.

I: Wie reagierten denn Ihre Freunde als Sie schwanger wurden?

Frau D: Meine Freunde haben sich mit mir gefreut.

I: Und Ihre Familie?

Frau D: Ne...gar nicht gut.

I: Wie äußerte sich das?

Frau D: Meine Mutter fing mit einem Mal an mit: „Nein, du kannst kein Kind bekommen.“ Und alles Mögliche. Sie wurde dann immer härter. Dann habe ich auch E-Mails von meinen Schwestern bekommen, was ich Mutti und Vati antun würde. Ich sollte doch mal überlegen, wie es den zwei damit geht. Dann haben sie gesagt, ich soll den Sven doch abtreiben lassen, sonst müssten Mutti und Vati in die Klappe und all sowas.

I: Also war die ganze Familie gegen die Schwangerschaft?

Frau D: Ja leider schon.

W: Woran, denken sie lag diese negative Einstellung ihrer Familie?

Frau D: Na weil ich im Rollstuhl sitze und auch wegen dem Kindsvater, weil der mir keine Hilfe sein konnte. Trotzdem hätte ich mir von meiner Familie mehr Zuspruch gewünscht.

I: Das ist verständlich. Und wie reagierten Ihre Nachbarn?

Frau D: Die wussten bis zur Geburt gar nichts, die waren dann ganz überrascht als das Kind da war. Ich habe damals ja noch bei meinen Eltern auf dem Dorf gewohnt und da haben das meine Eltern mit Absicht geheim gehalten. Ich hatte da großen Druck von meinen Eltern und war immer froh wenn ich zur Arbeit in die nächste Stadt fahren konnte. Da konnte ich dann wenigstens meine Stunden durchatmen. Ja wirklich die Stunden weg von Zuhause konnte ich genießen.

I: Was arbeiten Sie denn?

Frau D: Ich bin bei der Lebenshilfe tätig. Ich mache beispielsweise die Wäsche von den Bewohnern aus der Amselstraße.

I: Inwieweit waren Sie mit dem behandelnden Arzt und der Praxis zufrieden? Waren sie auf Ihre Situation eingestellt?

Frau D: Es war für die Ärzte schon was Neues, aber ich wurde schon gut versorgt.

I: Hatten Sie das Gefühl, dass der behandelte Arzt eine besondere Tendenz zur Sorgfalt Ihnen gegenüber ausübte? Hat er Sie vielleicht schnell krankgeschrieben?

Frau D: Ne, gar nicht, der hat mich ganz normal behandelt, auch nicht krankgeschrieben.

I: Und inwiefern änderte sich die Reaktionen der Familie als das Kind da war?

Frau D: Als Sven da war wurden sie extrem gluckenhaft. Also das ganze Gegenteil, was sie eigentlich in der Schwangerschaft gesagt haben. Da meinten sie ja, also die Omas, Opas und Tanten von Sven, sie wollen dann damit nichts zu tun haben und jetzt werde ich beschüttet. Wenn ich bei meinen Eltern jetzt zu Besuch bin, kommen Mutti, Vati und die beiden Schwestern und ich bin draußen. Also ich habe dann gar keinen Zugang mehr zu meinem Sohn. Also das ist ein ganz krasses Ding, ich hab den Kleinen dann echt nicht mehr in der Hand und er zeigt das dann auch. Er zeigt nach den Besuchen aggressives Verhalten und in Eisenach, bei meinen Eltern, schreit er rum. Wo ich dann denke, der ist doch nicht mein Sohn. Zuhause ist der ganz anders. Ich denke, er merkt das angespannte Verhältnis zwischen mir und meinen Eltern. Wenn ich hier das Wochenende mit ihm verbringe, dann spielt er hier, ganz ruhig. In Eisenach eben ganz anders. Ich habe da irgendwie auch Schiss.

I: Wie läuft denn der Alltag in Eisenach bei Ihren Eltern ab?

Frau D: Für mich grausam. Deswegen bleibe ich jetzt hier und Sven besucht seine Großeltern alleine. Wenn sie Sven am Wochenende sehen wollen, können sie ihn hier abholen.

I: Bewundern Ihre Eltern es nicht, dass Sie Sven ganz alleine groß ziehen?

Frau D: Merken tue ich davon leider nichts. Manchmal sagt mir meine Mutti das dann aber doch, aber sie versteht mich einfach nicht.

I: Inwieweit haben Sie sich vielleicht dennoch von Ihrer Familie unterstützt gesehen?

Frau D: (Überlegung) Irgendwie war es schon auch hilfreich, aber eben auch nicht. Weil das, was mit Sven jetzt passiert ist natürlich weniger hilfreich, weil er einfach immer so verändert von den Wochenenden zurück kommt. Er war auch schon mal trocken, sogar in der Nacht hat er nicht mehr eingepullert. Aber nach den Wochenenden klappts dann wieder nicht und jetzt muss er wieder eine Windel tragen. Mit Rollstuhl bekomme ich es nicht hin das Bett jeden Tag wieder abzuziehen und neu zu beziehen.

I: Und inwieweit gab es sonst noch Unterstützung? Also von irgendwelchen Institutionen, wie dem Jugendamt oder der Lebenshilfe?

Frau D: Zuerst hatte ich ja vom Sozialamt Hilfe. Die war leider 24 Stunden hier, seit der Geburt von Sven. Das war sehr stressig. Ich hatte keine Minute wo ich mit Sven alleine war.

I: Wurde Ihnen diese Hilfe aufgezwängt oder war das eine freiwillige Entscheidung?

Frau D: Nein, das Sozialamt wurde mir aufgezwängt. Vom Sozialamt wurde gesagt, dass muss alles so sein. Ich habe auch gefragt, warum 24 Stunden, dass sei mir zu viel, denn wenn er nachts aufwacht, kann ich mich alleine kümmern. Da brauche ich nicht ständig Hilfe. Nein. Das musste anscheinend aber sein.

I: Wie lange war diese 24 Stunden Hilfe bei Ihnen zu Hause?

Frau D: Das war ganz, ganz lange. Bis kurz vorm ersten Geburtstag.

I: Hat der zuständige Sozialarbeiter Ihnen dann gezeigt wie Sie was am besten machen können?

Frau D: Nein, ich hatte das Gefühl die waren zur Kontrolle da. Volle Kontrolle, den ganzen Tag. Und dann zum Schluss durfte ich Sven nicht mal mehr mit in die Küche nehmen. Die Küche sei ja ein total gefährlicher Ort, dort gäbe es zu viel Verletzungsgefahren. Aber jedes Kind geht doch mit seiner Mutti in die Küche und da passiert auch nichts. Nur weil ich im Rollstuhl sitze, kann ich doch trotzdem auf mein Kind aufpassen.

I: Wie hat der Kleine darauf reagiert, dass Sie sich nicht so um ihn kümmern durften, wie Sie es eigentlich wollten?

Frau D: Der hat das schon gemerkt, wenn die Assistenz ihn mir weggenommen hat, wurde er schon sehr unruhig.

I: Hatten Sie das Gefühl, dass die Sozialarbeiter gut mit ihm umgegangen sind?

Frau D: Ja, das schon. Aber die haben mir Sven eben teilweise echt entzogen. Die letzte Assistentin die hier war, hat mir Sven sogar einfach vom Schoß genommen. Sie ist dann einfach mit ihm in ein anderes Zimmer, da sage ich mir, ne das geht gar nicht.

I: Inwiefern haben Sie sich dagegen wehren können?

Frau D: Ja ich habe mich gewehrt und habe etwas gesagt. Das wurde dann aber nicht zum Guten angenommen. Dann wurde zu mir gesagt, sie ginge jetzt zu Jugendamt und sage denen das. Dann habe ich gesagt, na gut, hier muss sich eh komplett was ändern, ansonsten gehe ich vor die Hunde und mein Sohn auch. Das wollte ich auf keinen Fall, dafür habe ich Sven nicht gekriegt. Ich wollte meine Ruhe mit ihm und nicht nur noch Stress. Deswegen hatte ich auch schon mit dem Gedanken gespielt mich ans Jugendamt zu wenden, aber dass hat ja dann die

Frau vom Sozialamt getan. Sie hat dann beim Jugendamt angerufen und das ging dann Ratzl Fatz. Ab da ist dann sofort die Hilfe vom Jugendamt gekommen, nicht mehr vom Sozialamt.

I: Inwiefern hat sich dann etwas geändert?

Frau D: Na dann war endlich die Assistentin vom Sozialamt weg, stattdessen ist dann die Lebenshilfe eingesprungen. Die waren dann eben nicht mehr 24 Stunden da und ich hatte ruhige Stunden mit meinem Sohn. Die Lebenshilfe kommt jetzt praktisch so, wie ich mir das wünsche. So eine Hilfe habe ich mir von Anfang an gewünscht. Zum Beispiel beim Rausgehen oder auf dem Spielplatz, da kann ich nicht immer so agieren wie ich möchte. Und wenn mal was ist, dann gehen die beispielsweise mit Sven aufs Klettergerüst.

I: Inwiefern können Sie ihn alleine versorgen, seit das Sozialamt nicht mehr da ist?

Frau D: Ich kann ihn jetzt alleine ins Bett bringen und wecken, mit ihm alleine frühstücken, spielen und kuscheln.

I: Inwieweit haben Sie das Gefühl, dass Sven sein Verhalten geändert hat, seit Sie mehr Zeit alleine mit ihm verbringen können?

Frau D: Ja schon, ich habe eine engere Bindung zu ihm.

I: Hätten Sie sich vielleicht trotzdem in irgendeinem Bereich mehr Unterstützung gewünscht?

Frau D: Ich hätte mir einfach wirklich gewünscht, dass wenn ich gesagt hätte, ich brauche da und da Hilfe, dass da dann auch die Hilfe kommt und nicht von den Assistenten 24 Stunden am Tag. Und das die dann immer denken, ne das schafft die nicht, jetzt müssen wir das alles wieder machen. Dieses Verhalten war echt doof. Das hier ist ja schließlich meine Wohnung.

I: Inwieweit sehen Sie sich denn selbst in Ihrer Mutterrolle beeinträchtigt?

Frau D: In meiner Mutterrolle sehe ich mich gar nicht beeinträchtigt. Dank der Lebenshilfe hab ich den Standpunkt, man kann durchaus ein Handicap haben und trotzdem ein Kind gut erziehen.

I: Die Lebenshilfe ist also eine wirkliche Unterstützung für Sie, indem sie Ihnen Rat gibt und Sie nicht mehr bevormundet?

Frau D: Genau, sie zeigen mir wie ich alles alleine meistern kann. Und es ist das Ziel, dass die Hilfe immer weniger wird und ich irgendwann keine mehr brauche. Jetzt habe ich die Lebenshilfe Gott sei Dank noch da, weil ich finde für Sven ist es wichtig, dass noch jemand da ist, den er mit seinen drei Jahren an die Hand nehmen kann und mal irgendwohin gehen kann, wo ich nicht hinkomme und was ich halt draußen nicht kann.

I: Wenn Sie noch einen Lebenspartner hätten, denken Sie, sie würden das dann theoretisch ohne die Lebenshilfe hinkommen?

Frau D: Dann auf jeden Fall, ja. Aber weil ich alleinerziehend bin, ist das eine besondere Situation.

I: Inwieweit haben Sie das Gefühl, dass andere, also die Gesellschaft, Sie durch den Rollstuhl in Ihrer Mutterrolle beeinträchtigt sehen?

Frau D.: (Überlegung)

I: Stoßen Sie eventuell auf Vorurteile, wenn Sie mit Sven in der Stadt unterwegs sind?

Frau D: Nein, es gibt eher Zuspruch. Die kommen dann und sagen, dass ist ja schön wie sie das meistern. Ich nehme ja Sven manchmal beim Einkaufen auf den Schoß, dann sagen die Leute: „ Oh prima.“ Also es gab eigentlich noch keine Situation wo ich mich komisch gefühlt habe.

I: Können Sie uns einen Alltag mit Ihrem Kind beschreiben?

Frau D: Also fröhs gibt's schon manchmal Stress, wegen dem Aufstehen. Sven ist ein Langschläfer. Aber ich muss ja dann auch auf Arbeit und er in die KiTa. Dort bringe ich ihn selber hin und hole ihn auch wieder ab. Am Nachmittag kommt dann jemand von der Lebenshilfe und wir unternehmen was zu dritt.

I: Bringen Sie Sven auch manchmal mit dem Auto in den Kindergarten?

Frau D: Ja ich habe ein eigenes Auto und wenn wir spät dran sind fahre ich ihn mit dem Auto. Wir fahren auch oft in die ländliche Gegend. Ich habe nämlich gemerkt, dass Sven dort viel agiler ist als in der Stadt. Ich habe ihm jetzt auch ein Laufrad gekauft. Aber hier in der Stadt möchte er gar nicht damit fahren. Wenn wir dann aber raus aufs Land fahren und einen Feldweg haben, dann nimmt der sein Laufrad und düst davon. Das ist so schön für mich zu sehen. Wir werden auch dieses Jahr noch umziehen, wir haben dort schon eine Wohnung von der Lebenshilfe.

I: Inwieweit müsste irgendetwas geändert werden, dass der Alltag für Sie unbeschwert sein könnte?

Frau D: Es gibt schon hier und da Bordsteine und so, wo ich nicht hoch kann, aber ich habe da schon meine Tricks gefunden. Unser Kindergarten ist sogar Barrierefrei, der ist neu gebaut worden.

I: Inwieweit traten Probleme im Kindergarten auf? Wie reagierten die Erzieher und die anderen Eltern auf eine Mutter im Rollstuhl?

Frau D: Das ist ja ein Kindergarten von der Lebenshilfe, also war alles problemlos. Da hatte ich mehr Angst. Die haben mich da dann aber herzlich aufgenommen. Die Kinder kamen dann auch gleich angerannt und haben gefragt, für was ich den Rollstuhl habe und was das für Knöpfe daran seien. Das fand ich richtig schön.

I: Wenn Sie jetzt einen Blick zurückwerfen, was würden Sie eventuell anders machen oder Sich anders wünschen?

Frau D: (Überlegung) Ich hätte gerne gehabt, dass Sven von Anfang an lernt, sich auch gelegentlich mal alleine zu beschäftigen, damit ich auch was im Haushalt machen kann. Aber durch diese 24 Stunden Betreuung, war immer jemand um Sven herum und das merke ich jetzt. Ich komme jetzt einfach mittags, wenn Sven da ist, einfach zu nichts. Ich hätte mir im ersten Jahr einfach deutlich mehr Zeit alleine mit ihm gewünscht.

I: Haben wir vielleicht etwas vergessen zu fragen oder wollen Sie noch etwas hinzufügen, was Ihnen wichtig ist?

Frau D: Ne, eigentlich nicht. Nur ich würde mir für die Zukunft für andere Mütter im Rollstuhl wünschen, dass diese Mütter die Hilfe bekommen, die sie sich wünschen. So das sie selbst entscheiden können und nicht alles vom Amt vorgeschrieben wird, so muss das sein und so. Ja das Mitspracherecht wünsche ich jedem. Weil das hat bei mir komplett gefehlt.